

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 277.

Samstag, 27. November.

1915.

(25. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebea Rüst.

Das Maifest war berrauscht. Es war bis in die kleinsten Einzelheiten vollendet, aber freilich, es hatte etwas verschlungen. Dina hatte früher nicht geahnt, daß man gesellschaftlich in Fünf-Hügelchen soviel Geld vertun konnte — jetzt in ihrer Ehe sammelte sie Erfahrungen. Allein für fünfhundert Mark Sekt war draufgegangen, abgesehen von all den anderen guten Weinen, dem echten Bier, den Schnäpsen und dem wunderbaren Konfekt, dem Obst und den „Überraschungen“. Die Umbasterei im Hause, die Blumenpracht, die zum Teil noch von auswärts bezogen werden mußte, zwei Fünf-Hügelchen auf solche Extravaganzen nicht eingerichtet war. Die Rechnungen, die da nun wieder einkaufsen würden im Laufe des Monats!

Gott sei Dank, sie hatte damit nichts zu tun. Herbert nahm sie an sich — das war alles seine Sache — er zahlte, ohne zu murren. Genossene Freuden bereute er nicht! Und Dina machte sich längst keine Kopfschmerzen mehr darüber, sie hatten es dazu — ihrem Mann stimmte man das Bureau, als ob es gar keinen Rechtsanwalt sonst in der Stadt gab. Er spezialisierte schon richtig: sein Auftreten war teuer, sehr teuer, aber es machte sich dreifach bezahlt — das Publikum will geblendet werden, er tat ihm und sich den Gefallen, in Pomp zu leben. —

Dina machte sich gleich nach Tisch auf zu ihrem Vater. Der Kommerzienrat sollte sich an dem Bauen in der Kolonie beteiligen. Herbert wollte die 50 000 Mark nicht etwa abborgt oder geschenkt haben. Nein, der Schwiegervater sollte seinen Geschäftsanteil haben, ein paar Häuser mitbauen und den Reingewinn teilen. Nur daß die Sache vorwärts kam und nicht ins Stocken geriet. Eine Villa ließ sich nicht verkaufen oder vermieten, aber wenn erst zehn Ständen, dann brauchte niemand zu fürchten, auf dem Mölierschmel zu sitzen!

Ganz abgeneigt wie zu Anfang schien Vater der Sache längst nicht mehr gegenüber zu stehen, also wollte Dina, durch Herbert dazu angeregt, ihr Heil heute versuchen.

Als sie hineingehen wollte, verließ Dr. Nachod die Villa Rauter. Er sah sehr animiert aus, er hatte dort zu Mittag gespeist — zum ersten Male; die Freundschaft hatte sich auf dem Maifest angebahnt. Bisher war der Doktor nur zur steifen Visite im Hause gewesen, aber Lucy, die schon andauernd mit Dr. Wulffen unzufrieden schien, hatte ihm auf dem Fest gestattet, sich sehr an sie zu attachieren. Sie wünschte ihn zum Hausarzt, und der Kommerzienrat, der schon seit Jahr und Tag keine „Borträge“ mehr hielt und den Kopf auf die linke Schulter hängen ließ, wiederholte beim Abschied die Einladung, die Frau Lucy beim Bankett hatte ergehen lassen — man hatte sie selten bei so guter anmutiger Laune gesehen. Es hatte alles an ihr Feuer gebrillt — der Gatte hatte sie nur ab und an über die Tafel weg stumm angesehen, wenn ihr lautes, fröhliches Lachen vom anderen Ende herschallte. Sie hatte berückend ausgesehen in ihrer weißrosa flimmernden Chiffonwolke, zu berückend für die Frau eines

alternden Mannes, und Dr. Nachod hatte ihr vor allem mit Worten und Blicken gehuldigt.

„Es ist übrigens Besuch da“, sagte Nachod, als er sich nach Austausch einiger höflicher Redensarten zum Weitergehen anschickte.

„Noch mehr Tischbesuch?“

„Logierbesuch! Oberleutnant von Grün — es tut mir unendlich leid, daß die Pflicht mich schon abbrust — ein sehr schneidiger, unterhaltbarer Herr...“

Das traf sich schlecht! Gerade Erloff! Er war lange nicht in Fünf-Hügelchen gewesen — weiß Gott, was der im Schilde führen mochte, denn freundschaftlich, ohne Pläne und Absichten, kam er selten. Frau Kommerzienrat Rauter empfing die Stieftochter oben in ihrem Schmollwinkel neben dem Schlafzimmer.

Der kleine Rudi, der um diese Zeit immer ein halbes Stündchen bei der Frau Mama spielen durfte, kletterte Dina sofort auf den Schoß. Sie war ihm offenbar gemüthlicher als die überlegante Dame auf dem Divan, der er immer nur auf eine gewisse Entfernung nahekommen durfte, außer am frühen Morgen, wenn sie ihn gutlaunig in ihrem Bett duldete und sich mit ihm balgte.

„Dr. Nachod gefällt euch gut?“ fragte Dina.

„Mir gefällt er und das genügt! Dein Vater hat natürlich um so mehr an ihm auszusehen. Ich finde ihn bezaubernd! Endlich mal ein Mensch unter all diesen entsetzlichen gelehrten Kopfträgern! Gott, wenn ich ihn mit Wulffen, deinem Wulffen, messe! Was für ein langweilliger Peter, kein Temperament, kein Tropfen Rasse!“

„Da irrst du dich doch vielleicht sehr. Wulffen kehrt nur sein wahres Temperament selten heraus. Er ist ein harter Arbeiter und erlaubt sich Stimmungen nur in ganz begrenzten Feierstunden, und nur da, wo er weiß, er wird verstanden.“

„Ach so! Na, mir egal! Mir ist er als Mensch wie als Arzt gleich minderwertig, und ich werde fortan Dr. Nachod für mich und Rudi in Anspruch nehmen. Dein Vater kann ja den Familien-Wulffen als Leibarzt beibehalten.“

„Ganz wie du denkst — das ist ja deine Privatsache!“

Unter ihnen im Wohnzimmer wurden Stimmen laut. „Erloff ist hier?“ fragte Dina und horchte hinunter. Es war sonst nicht ihres Vaters Art, die Stimme sehr laut zu erheben, also mußte eine ganz außerordentliche Veranlassung dazu sein.

„Ja, Erloff ist hier und kämpft um ein paar blanke Kröten, die mein Herr Gemahl sich nicht von der Seele reißen kann!“

„Bitte, Lucy, sprich doch gefälligst in einem anderen Ton von Papa. Ich denke, für die Familie Grün hat er mehr als genug geopfert, ihr dürft euch nicht beklagen!“

„Meinst du?“

„Ja, das meine ich! Wir sind sehr genau unterrichtet. Wir haben kein Wort zu dir darüber verloren.

und ich denke auch jetzt nicht daran, dir Unfreundliches darüber zu sagen, aber du mußt doch einsehen, daß Papa auch Grenzen ziehen muß. Einmal muß Erloff doch am Ende begreifen, daß Papa gegen ihn nicht die geringsten Verpflichtungen hat . . .

„So! Aber gegen mich doch hoffentlich?“

„Weshalb sollen wir darüber streiten, Lucy, laß die Männer das unter sich abmachen. Wenn Papa kein reicher Mann wäre, müßte Erloff sich doch auch anders wie helfen.“

„Wenn dein Vater kein reicher Mann wäre, hätte ich ihn nicht geheiratet, das brauche ich dir doch wohl nicht erst näher zu beleuchten. Ich habe mich aus Familiensinn geopfert, wie das so in adeligen Familien Sitte ist, und verlange dafür von dem Mann, der mich erlauft hat, selbstverständlich Opfer für meine Familie.“

„Ich glaube nur, du hast Papas Reichthum doch etwas überschätzt, als du dich an ihn verkauftest“, sagte Dina mit schneidender Kälte, ließ den kleinen Rudi von den Knien gleiten und erhob sich. Ihre alte Freundschaft für Lucy war längst in die Brüche gegangen, aber jetzt stieg ein unbeschreiblicher Widerwille gegen sie in ihr auf. An solch ein herzloses, nur berechnendes Geschöpf, das ihn vielleicht belog und betrog und sich schon gar nicht mehr schente, die Maske vom Gesicht zu nehmen, hatte ihr armer Vater sich verloren. Das war sein Alter, das er noch in vollen Zügen zu genießen hoffte! Geben, geben, immer nur geben und nie empfangen! Das war das Los eines reichen Mannes, der nach ehrlidher Arbeit noch Paradies-Gelüste gehabt hatte!

Es mußte für Herbert ein schwerer Schlag sein, aber Dina fühlte sich unfähig, jetzt vor ihren Vater zu treten und auch wieder zu sagen: Gib! Um alles in der Welt, sie konnte es nicht!

Die Stimmen unten wurden lauter, eine Weile war es stiller geworden.

Es schmerzten ihr die Ohren, sie wollte nicht länger Zeuge des Kampfes da unten sein.

Dina knöpfte ihre Jacke wieder zu.

„Sagst du nicht ab?“ fragte Lucy und richtete sich etwas aus ihrer liegenden Stellung auf.

„Ich danke, ich will noch zu Mutterchen.“

„Das eilt doch wohl nicht. Weshalb kamst du denn? Papa würde sich wundern, wenn du nicht mit uns Kaffee trinken wolltest, was hast du denn?“

„Ich wollte nur sehen, ob euch das Fest gut bekommen ist — grüße Papa — ich mag da unten nicht stören.“

Lucy war im Augenblick auf den Füßen. Ihr gefiel etwas in Dinas Gesicht nicht, und Frau Lucy war viel zu schlau, um offene Feindschaften heraufzubeschwören, wo es nicht ganz unumgänglich notwendig war. Sie kannte Dinas gutes, verfühliches Herz, und es mochte ein Tag kommen, wo sie dessen bedurfte.

„Dina, ich möchte, daß du bleibst. Es mag nicht schon geklungen haben, aber ich habe mich schon den ganzen Tag so aufgeregt. Erloff hat mir die furchtbarsten Szenen gemacht, als er heut früh ankam — es gilt Tod und Leben bei ihm diesmal. Es soll ja das letzte Mal sein — er muß sich aber rangieren können — er will heiraten — steinreich — aber — —“

„Dann wird es ihm ein leichtes sein, sich durch seinen Schwiegervater rangieren zu lassen. Das pflegt doch so Sitte zu sein, wenn jemand sich einen adligen Offizier kauft . . .“

„Der Alte ist eben auch so ein Filz!“

„Lucy . . .!“

„Du magst sagen, was du willst, die Reichen sind alle Filz, alle durch die Bank! Und um jeden Pfennig geht's wie um einen Tropfen ihres köstlichen Herzblutes! Der Alte gibt keine Einwilligung zur Verlobung nicht eher, bis Erloff ihm die eingelösten Wechsel vorlegt — lumpige Zwangsgeldtaufend! Es muß geschafft werden!“

„Dafür gibt's ja Bucherer, soviel ich weiß! Bei Aussicht auf eine reiche Erbin gibt es neuen Kredit —

Erloff kann sich nach der Heirat dann doch selbst rangieren.“

„Er hat nirgends mehr Kredit — ich habe die Beweise dafür in Händen gehabt — ihm bleibt nur noch der Revolver! Er erschießt sich hier vor unseren Augen, wenn er jetzt nicht gerettet wird! Mein Gott, wenn Mutter das hätte erleben müssen — alle meine Opfer doch zuletzt umsonst . . .“

„Sprich nicht beständig von deinen Opfern — wir haben dir mehr opfern müssen, ohne gefragt worden zu sein, ohne freiwillige Entschließung.“

„Du sagst heute alles so hart auf, Dina. Writen in all die Aufregung — mein den Tischgast — ich habe mich übermenschlich beherrschen müssen . . .“

„Davon merkte ich nichts, als ich herkam! Da funkelten dir die Augen noch ganz im Banne des „zukünftigen Gausarztes“!“

Als Dina nach ihrem Schirm griff, sagte Lucy sie am Arm.

„Dina, ich bitte dich, bleibe und rede du ein Wort mit deinem Vater — hilf mir in diesem fürchterlichen Augenblick — es ist doch mein einziger Bruder, ich kann doch nicht zulassen, daß er . . .“

„Da braucht ihr mich nicht! Ihr Zwei seid stark genug.“

„Nein, nein — du hörst doch, wie die beiden aneinander geraten. Lauter schwur, er werde diesmal fest bleiben!“

„So bitte du ihn — und er wird seinen Schwur vergessen — noch ist er schwach genug vor dir. Aber hüte dich, Lucy — er kann einmal zu sich kommen und sein weiches, altes Herz über Bord werfen, dann . . .“

„Bleibe, Dina. Wenn du ihm sagtest . . .“

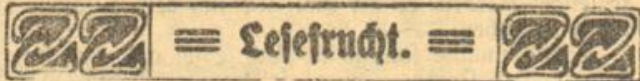
„Ich mische mich nicht darein — ihr macht's auch ohne mich, und — ich will nicht — nein, ich will nicht!“

„So unbarmherzig, Dina!“

Die beiden Frauen tauschten eine langen Blick aus, aber Lucy schloß die Augen nicht nieder.

„Gehst du böse fort, Dina?“

„Es zieht wohl vorüber! Adieu — grüße Papa und sage ihm, es täte mir so sehr leid, daß ich ihn heute nicht mehr sehen konnte.“ (Fortsetzung folgt.)



Besser ist des Adlens Born als der Phäne Freundschaft.

Die falsche und die richtige österreichische Fahne.

Der interessante Artikel in der Roman-Beilage vom 23. Oktober über die falsche und richtige österreichische Fahne soll nicht un widersprochen bleiben, weil er sehr erhebliche Irrtümer aufweist. Ganz unrichtig ist die Behauptung, daß Schwarzgellb die falschen österreichischen Fahnenfarben seien.

Es sei dem Schreiber dieser Zeilen als Österreicher gestattet, zur Erläuterung folgendes zu bemerken: Die Farben Rotweißrot bezeichnen allerdings richtig das alte österreichische Hauswappen und stammen aus den Kreuzzügen. Über die Entstehung der schwarzgelben Fahne läßt der enge Rahmen dieser Notiz keine ausführliche Erläuterung zu, jedenfalls reicht die Entstehung weit über die Jahre 1848 bis 1849 zurück, und haben Wallensteins, Laudons, Prinz Eugens, Erzherzog Karls, Radetzky's Truppen immer schon schwarzgelbe Fahnen mit dem Doppeladler geführt, und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Alte, derartige österreichische Regimentsfahnen finden sich in Hülle und Fülle im Wiener Heeresmuseum. Auf allen österreichischen Schlachtengemälden der Wiener Hof- und anderen Museen sind die Fahnen dieser Zeiten stets in den Farben Schwarzgellb verewigt. Auch sonst begegnet man in Österreich überall den obengenannten Farben, so z. B. als Anstrich der Militärschilderhäuser. Unsere Grenzpfähle sind nur schwarzgellb. Wenn in Wien der Reichsrat tagt, wehen vor dem Parlamentsgebäude auf hohen Masten schwarzgelbe Fahnen, eben deshalb, weil Schwarzgellb die Reichsfarben sind. In jedem österreichischen Militär-

almanach, in jedem größeren Kalender werden Schwarzgelb als die Reichsfarben bezeichnet, wie ja auch Meyers Konversationslexikon diese Farben als die Reichsfarben angibt. Niemand in Österreich hat jemals bei festlichen Anlässen andere Reichsfarben gesehen als die schwarzgelben, von einer bloßen Popularität gegenüber der rotweißroten kann also keine Rede sein, weil eben die letzteren niemand als Reichsfarben kennt. Wenn der greise Kaiser Franz Joseph in seiner Stiftungsurkunde über die neuen Heeresfahnen die Farben Rotweißrot wieder auflieben läßt, so ist das eine Sache für sich, jedenfalls will er, da ja auch die ungarischen Farben auf den neuen Feldzeichen zur Geltung kommen sollen, eine Einheitlichkeit für beide Reichshälften schaffen, denn bisher haben auch die ungarischen Linienregimenter die schwarzgelben Fahnen mit dem Doppeladler geführt, ebenso wie die ungarischen Regimenter gleich den österreichischen auf der Paradekopfbedeckung, dem Tschako, den Doppeladler führten. Eine einzige Ausnahme machte bisher die ungarische Landwehr (Honved). Nur diese führt auf Fahne und Tschako das ungarische Wappen. Wenn nun über dem eroberten Belgrad die Fahne rotweißrot weht, so wird das also wohl schon eines der neu gestifteten Hoheitszeichen sein.

Diese Ausführungen dürften wohl genügen, um zu beweisen, daß Schwarzgelb die richtigen, ganz bestimmt aber nicht die falschen österreichischen Reichsfarben sind.

Wenn also unsere treuen, reichsdeutschen Bundesbrüder unsere gen. einfarbigen Siege feiern wollen, dann nur heraus mit den schwarzgelben Fahnen, sie sind die richtigen und nicht die falschen. Ein Deutschösterreicher.

Zu dieser Zuschrift läßt sich Hofrat Spielmann wie folgt vernehmen:

Die Auseinandersetzungen des Herrn E. L. lesen sich sehr interessant und erscheinen auf den ersten Augenblick fast überzeugend. Aber bei aller schwarzgelben Begeisterung beweist er gar nichts gegen meine Ausführungen. Schon von vornherein gibt er zu, daß Rotweißrot die alten österreichischen Farben (so statt „Wappen“) sind, seit den Kreuzzügen; er hat nur vergessen, zu bemerken, daß sie schon damals zugleich Reichs- bezw. Landesfarben waren und geblieben sind. Daß die Hausfarben des Kaisers, Schwarzgelb, erst 1848/49 entstanden seien, habe ich gar nicht behauptet, sondern nur, daß sie von da ab eine größere Verbreitung erlangten aus seinerzeit angegebenen Gründen. Diese Hausfarben, d. h. die Farben der kaiserlichen Hausländer Ober- und Niederösterreich (deren Hauptstadt zugleich die Reichshauptstadt ist), haben keine höhere Bedeutung als die der übrigen österreichischen Kronländer: Böhmen, Mähren, Galizien, Steiermark, Kärnten, Tirol, Vorarlberg usw. usw., die alle ihre eigenen Farben haben, wie die preussischen Landesteile (Blauorange z. B. für Posen). Sie sind also nicht die Farben des Kaisertums Österreich. Wenn dann weiter Herr E. L. sein schwaches Geschick damit aufzufahren glaubt, daß die alten Regimentsfahnen schwarzgelb mit dem Doppeladler seien, besser: gelb mit dem schwarzen Doppeladler, so habe ich sowohl im Berliner Zeughaus wie im Wiener Arsenal österreichische Fahnen in allen möglichen Zusammenstellungen gesehen; die eigentlichen Sturmflaggen (Hauptheeresbanner) waren immer weißrot gestreift, mit dem schwarzen Doppeladler auf gelbem Wapengrund belegt und am Rand weißrotgelbschwarz (Reichs- und Kaiserfarben) kariert oder geklammt. Das Kaiserliche kam eben hier neben dem das Land Angehenden naturgemäß zur Geltung; die Schärpen (Feldbinden) der alten Feldherren waren meist auch schwarzgelb, und das übertrug sich als „kaiserlich“ auf andere kaiserliche Hoheitsabzeichen und -einrichtungen. Aber wie wenig an sich die Farben der Regiments- bezw. Bataillonsfahnen den Reichs- oder Landesfarben immer gleich sind, mögen wir z. B. an den Fahnen unserer Achtziger sehen, bei denen neben dem Schwarz und Weiß auch Blau vorkommt. Kurz und gut: Rot und Weiß sind und bleiben die österreichischen Reichsfarben im dem Sinne wie Schwarz, Weiß und Rot die deutschen Reichsfarben sind, und wenn Kaiser Franz Joseph nunmehr die Farben Rot und Weiß stärker betont, so wird er seine guten Gründe haben, das Schwarz und Gelb wieder mehr in den Hintergrund zu drängen. Schon darum, weil die braven Deutsch-Österreicher ihre uralten Reichs- und Landesfarben fast vergessen hatten. Jetzt kommt aber noch eins: der Herr Entgegner beruft sich auf Meyers Regikon. Nun, ich habe deren zwei, eine alte

Auflage (Band mit F) aus 1847 und die neueste (Band mit F) aus 1905. Was steht in der ersten? (S. 456): „Österreich: Kriegs- und Handelsflagge rot und in der Mitte einen breiten weißen Längsstreifen, auf welchem das gekrönte Bild des österreichischen Adlers steht.“ Was im zweiten? (S. 2 der Übersicht): „Österreich-Ungarn: Kriegsflagge rotweißrot, wogerecht gestreift, im weißen Streifen ein Wappenschild, der dieselben Farben zeigt, gelb eingeraht ist und eine Krone trägt. Die Handelsflagge weicht von der Kriegsflagge dadurch ab, daß der weiße Streifen ein zweites Wappen (das ungarische) zeigt, und daß der untere Streifen halb rot, halb grün ist. Kaiserstandarte: Gelbe Flagge mit einem aus schwarzgelbrotweißen Dreiecken (also auch sogar in der Kaiserstandarte: Rot und Weiß) bestehendem Rand.“ Ganz dieselbe Auskunft gibt der Gothaische Kalender, und alle diese Werke schöpfen aus amtlichen österreichischen Quellen. Also nochmals: Österreichs Flagge, die Kriegs- und Handelsflagge war seit alters rot und weiß; 1867, bei der Gleichstellung Österreichs mit Ungarn, hat man in die Handelsflagge auch das ungarische Wappen und das ungarische Grün aufgenommen, was aber gerade die Tatsache verstärkt, daß die Hauptfarben Rot und Weiß sind.



Aus der Kriegszeit.

Sandschat-Geschichten. Die Kopanitzberge, von denen aus man die Amselfeld-Ebene überblickt, bilden mit ihren aufsteigenden Gipfeln die höchste Erhebung Altserbiens zugleich ein Stück wilder Romantik, das die Tore des Sandschat Notbazar darstellt. Ungeheuer reiche Erzlager bergen seine Tiefen, die seit der Tätigkeit deutscher Bergleute im 15. Jahrhundert freilich nicht mehr ausgebeutet worden sind. Dafür ist die Berglandschaft heute das Dorado der „Heiduden“, der irgend eines Verbrechens halber in die Felsenkneipen geflüchteten Dörfler. Ein viel gefangenes Volkslied schildert lebendig das entbehrungsvolle Dasein des Ausgestoßenen: „In die grünen Wälder flüchtet Mihai, — flüchtet ins Gebirge, wird Heidude. — Schwarze Erde ist er da vor Hunger, — Trinkt vor Durst den kühlen Tau der Blätter. — Bis Gefährten er um sich versammelt“, um dann ein fröhliches Räuberleben mit „focien“ Kumpanen gleichen Schicksals zu führen. Freilich dauert es gewöhnlich nicht sehr lange, bis die Augen eines Regierungs-Banduren, die so etwas wie serbische Landgendarmen darstellen, dem „Feldern der Waldgebirge“ das Lebenslicht ausbläst. Im übrigen ist die Partie des Sandschat, der Kopanitz, wie die ganze Landschaft eine Stätte ernster Erinnerungen. Da liegt im Südwesten Schloß Ratichanil, wo 1690 der türkische Feldherr Mustafa, verstärkt durch klementinische Hilfsvölker, den österreichischen Obersten Straffer besiegte. Die Leichen Straffers, des Prinzen von Hannover, der Grafen Stryum, Grönfeld und Auersperg blieben auf dem mit deutschem Helmenblute getränkten Schlachtfelde. Weiterhin aber dehnt sich das Amselfeld, das 1389 und 1449 die entscheidenden Schlachten der Balkanhalbinsel bis zur Gegenwart sah. Alle diese historischen Stätten sind umgeben von ergiebigen Bergen; der Name „Kopanitz“ selbst wird von „kopati“ = „graben“ abgeleitet. Als geologische Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß in dem an allen nutzbaren Mineralien überreichen Serbien kein Salz gefunden wird, so viel auch daraufhin gehohlet wurde. Die Regierung hat sich die Sache viel kosten lassen; es war ein beliebter Trid zum Tode verurteilter Heiduden usw., daß sie gegen die Forderung der Begnadigung sich erböten, eine geheimnisvolle Salzlagertätte zu zeigen. In der Sache war natürlich nie ein wahres Wort, aber der Verurteilte fand meist Gelegenheit, auf Rimmertwiedersehen zu verschwinden. Auch am Kopanitz werden dem Reisenden allerhand lustige Geschichten davon erzählt. Nach alter Tradition trieben auch Goldsucher hier ihr Werk, und noch der deutsche Bergtechniker Herder, der 1830 bis 1840 die serbischen Erzstätten durchforschte, empfahl Abbauprobe auf Gold. Nicht weit von dem Goldberge liegt die „Golešč Planina“, eine in abergläubischer Scheu vom Landvolk gemiedene mächtige Erhebung; hier war es der Sage nach, wo am 15. Juni 1389 Jar Lazar treulosser Eidam, Buz Brankowitsch, mit 12 000 Panzerreitern im entscheidenden Augenblick zu den Türken überging. Und es ist ein eigenes Verhängnis, daß dieselbe düstere Landschaft des Amselfeldes, des Sandschats, jetzt wiederum zum Schauplatz der Vernichtung des Serbenreiches wird.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur: Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

„Die Kriegsfahrten des Leutnants von Frisch.“ Ein Zeitbild von Oberst Hoppenstedt. (Gretschlein u. Co., G. m. b. H., Leipzig.) Immer neue Kriegsschilderungen und Kriegsromane erscheinen in dem ebenso schreibseligen wie lesehungrigen Deutschland. Wie könnte man auch müde werden, immer wieder von den „gesta Dei per Germanos“ zu hören, den mächtigen Dingen, die Gott durch die Deutschen jezt vollbringen läßt. Aber es gilt doch, in dieser sich mehr und mehr anhäufenden Masse das Bleibende und Wertvolle zu sondern. Dazu gehört sicher dieses Zeitbild eines Sachkenners, der schon oft auf dem Gebiete militärischer Schilderungen sich bewährt und über eine nicht gewöhnliche, ganz lebendige Darstellungsgabe verfügt. Neben die klar und sicher ersahene Wirklichkeit tritt die eigene Erfindung, die diesmal das Furchtbare der kriegerischen Ereignisse durch freundlichere Bilder verhüllt. Es ist ein prächtiger Junge, der auf dem belaischten Schlosse sich seine Marquise Tochter gewinnt und so zur Versöhnung der feindlichen Nationen beiträgt. Das frische, farbenreiche, im Ernste wie im Humor anziehende Buch verdient, gern und viel gelesen zu werden. Daß es dem Gegner durchaus gerecht ist, nirgends Prätzelerei oder verzerrenden Sach erkennen läßt, ist noch ein besonderer Vorzug.

„Der russische Sumpf.“ Roman aus dem Weltkriege von 1914/15 von Paul Linde. (Verlag von Karl Reichner in Dresden.) Nur der Deutsche besitzt die Fähigkeit, mitten im erbittertesten Kampfe noch ganz ruhig und leidenschaftslos auch dem Gegner gerecht zu werden. Ein schöner Beweis solcher verständnisvollen Gerechtigkeit ist dieser neue Kriegsroman, der es mit Glück versucht, die Seele des russischen Volkes zu errörnen, wie es durch furchtbare Gewalt in die Schreden des Weltkrieges willenlos, stumpfsinnig ergeben oder ohnmächtig widerstrebend hineingerissen wird. So begleiten wir Peter Kormen, den russischen Bauern, der von der leidenschaftlich geliebten Waffenta sich losreißt, Entschlossen im Grauen der Masenschlachten durchmacht, um dann schwer verwundet wieder das Heimatdorf zu erreichen. Auch die künftlerische Formung des Buches wirkt neben dem starken Beitzgehalte überzeugend.

„Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!“ Wie das Klopstocken ein Held wurde und andere ernste und heitere Kriegsgeschichten von Robert Misch. (Breslau, S. Schottlaender, Verlagsanstalt.) Ob es nötig war, daß Robert Misch, der flotte Lustbühnenfabrikant und beliebte Novellist, auch gerade Verse machte, mag dahingestellt bleiben. „Du brauchst den Kampf nicht scheuen“, so sagt freilich der Berliner, Sprachrichtig ist das aber darum doch nicht. Erfreulicher sind die folgenden Kriegsgeschichten, leichte Ware, aber unterhaltend; schlimme Dinge wie Blut und Wunden werden bezogen behandelt, und der Leser hat die Genugtuung, daß die selben der verschiedenen Erzählungen aus schweren Kämpfen unverfehrt, höchstens mit Heimatverwundung, dazu reich dekoriert, hervorgehen. Ein nettes Bräutchen steht auch gleich parat.

„Was ich im Osten sah.“ Eine Kriegsfahrt von Bernhard Soefft. (Verlag von Heinrich Witten, Dresden und Leipzig.) Der Verfasser hat als Schlachtenbummler die ostpreussischen Schlachtfelder besuchen dürfen und weiß von seinen Eindrücken in anspruchsvoller Form viel Interessantes zu berichten.

„An die Front zum deutschen Kronprinzen.“ Von Rudolf Prescher. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) In seiner frisch-fröhlichen Grazie, mit der er zu plaudern versteht, gibt uns der Verfasser ein lebhaft bewegtes Bild von seiner Frühlingsfahrt ins Feindesland. Er preist den deutschen Soldaten und seine helle Zuversicht, Frohsinn und Gelächter bei den Jungen, Sicherheit bei den Gereiften, so schildert er unsere Feldgrauen, und er macht uns mit dem Erben des Kaiserthrones vertraut, bis auch wir ihn zu sehen meinen im Kreis seiner Soldaten. Vereinzelt hat Prescher sein Bändchen mit Versen geschmückt, die dessen Reiz erhöhen, ebenfalls machen sich die kleinen Bilder gut, die von besonders prächtiger Ausführung sind.

Gedichte, Romane.

„Perlenfrönlein.“ Gedichte, Auto-Anthologie von Hermione von Preuschen. Von all den vielen Liedern, mit denen uns Hermione von Preuschen seit Jahren beschenkt hat, hat sie in diesem letzten Band ein Perlenfrönlein — die besten ihrer Gedichte — gewunden. „Ich war getreu — dem eigenen Sein“ könnte sie über diese Niedersammlung schreiben, denn sie ist wohl reifer geworden, doch in all den Jahren dieselbe Schönheitsfuchserin geblieben; in prächtiger Farbenglut malt sie ihre Seelenstimmungen, schildert sie die Herrlichkeit der Liebe und der Natur. Was ihr Malerauge suchte und fand, gibt die Dichterin in formvollendeten Versen wieder, und der Leser wird echte Perlen in diesem Perlenfrönlein finden.

„Morgenrot.“ Roman eines Offiziers von Gerbert Gehring. (Verlag von Karl Reichner, Dresden.) Die

Kabel des Romans ist sehr einfach. Ein liebenswürdiger begabter, aber leichtsinniger und starrköpfiger Leutnant erregt durch eine öffentliche Liebeslei mit einer Schauspielerin und durch sein verschwenderisches Leben Mißfallen bei seinem Obersten. Da er aber trotz der Verwarnung die flotte Lebensweise nicht ändert und neue Schulden macht, benutzt der Oberst die erste sich bietende Gelegenheit und verhilft dem Leutnant zum Abschied. Das wichtigste an dem Buch ist aber nicht die Handlung, sondern die treffende und lebenswahre Schilderung des Offiziersberufes. Obgleich der Verfasser für diesen Beruf schwärmt und in jedem Offizier einen makellosen Helden erblickt, gelingt es ihm doch, in der Darstellung wahrhaft zu bleiben und er zeigt uns sehr anschaulich die Licht- und Schattenseiten des Offizierslebens. Überhaupt merkt man, daß der Verfasser kein bloßer Unterhaltungsschriftsteller sein will, sondern nach höheren Zielen strebt. Und wirklich erhebt sich schon dieses Erstlingsbuch Sebring's, trotz mancher Unbeholfenheiten, über das Niveau der Unterhaltungsliteratur hinaus, und mit Interesse können wir weitere Werke von ihm erwarten.

„Mäher mit a n.“ Humoristischer Roman von Viktor Sellling. Zweite Auflage. (Fr. Bihl, Grunow, Leipzig.) Leichte Ware! Man denkt an beliebte Lustspiele vom Genre Moser und Schöthan, in denen Leutnants und Kommerzienräte die Kosten einer wenig aufregenden Unterhaltung bestreiten. Wer diesen Weidenfresserpiß liebt, dem mag mit dem Werke gedient sein, das an einzelnen Stellen ironisch wird, ohne zur Satire sich zu erheben.

Jugendbücher.

Im Verlage von Levy u. Müller in Stuttgart, sind nachstehende empfehlenswerte Geschenkwerke für unsere Jugend erschienen: „Mit Admiral Spee.“ Erzählung für die Jugend aus dem Seekrieg 1914/15 von Fritz Red-Malleczewen. Mit 6 Vollbildern von W. Wand. Dem Verfasser, der selbst zur See gefahren ist und die Schaulage der großen Schlachten genau kennt, ist es gelungen, den Leser in fortwährender Spannung zu erhalten, ohne mit grotesken, zum Widerspruch herausfordernden Mitteln zu arbeiten, an denen so viele See-Erzählungen leiden. — „Lore im Glück.“ Erzählung für junge Mädchen von G. Fischer-Markgraff. Mit 4 bunten Vollbildern. Ein gesundes, recht zeitgemäßes, von Anfang bis zu Ende fesselnd geschriebenes Buch ist es, das Frau Fischer-Markgraff hiermit unsern jungen Mädchen bietet. Die verblüffend wahre Charakterzeichnung, die dramatische Steigerung der Vorgänge bis zum entscheidenden Wendepunkt und die leicht fließende, gefällige Sprache zeugen von der hervorragenden Meisterschaft der Verfasserin auf dem Gebiete der Jungmädchen-Literatur.

„Wenn Vater im Krieg ist.“ Eine Erzählung für die Jugend von Tony Schumacher. Mit 4 Vollbildern von Karl Schmauf. Tony Schumachers Kunst, alle Verhältnisse des Lebens richtig zu beleuchten und aus ihnen Richtlinien für das Tun und Lassen ihrer jungen Leser abzuleiten, zeigt sich in dieser ihrer neuesten Erzählung in vollendeter Meisterschaft. Der Major Stein ist in den Krieg gezogen, und seine Frau und Kinder betätigen sich nun nach Kräften im Dienste für das Vaterland. Die Heimkehr des verwundeten Vaters bildet den Schluss dieser spannenden, an interessanten Vorgängen reichen Erzählung, die einen lauten Widerhall in den Herzen der Jugend finden wird. — „Unserer Helden Ehrentrang.“ Ruhmreiche Kämpfe und Taten deutscher und österreichisch-ungarischer Krieger im Weltkrieg 1914/15. Von J. R. Ratissab. Mit vielen schwarzen und bunten Vollbildern.

Ein richtiger Ehrentrang ist es, den der Verfasser mit diesem Buche unsern Helden im gegenwärtigen Weltkriege gewonnen hat: fesselnde Erzählungen von Heldentaten der deutschen und österreichisch-ungarischen Krieger zu Lande, zu Wasser und in der Luft, ganz dazu angetan, dem heranwachsenden Geschlecht ein leuchtendes Beispiel wahrer Vaterlandsliebe zu geben und eine treffliche Schule der Charakterbildung zu sein. Der Verfasser hat mit diesem Buche dem Heldentum des deutschen und österreichisch-ungarischen Volkes ein unvergängliches Denkmal gesetzt, an dem sich noch spätere Geschlechter erfreuen und begeistern werden. — „Das goldene Mädchenbuch.“

Band VI. Mit Beiträgen hervorragender Schriftstellerinnen. Herausgegeben von Josephine Grebe. Mit vielen einfarbigen und bunten Vollbildern und anderen Illustrationen. Die vielen tausend Verehrerinnen des „Goldenen Mädchenbuches“ werden den VI. Band dieses vorzüglichen Unternehmens mit ganz besonderer Freude begrüßen, denn die bewährte Herausgeberin bietet diesmal eine solche Fülle von gediegenen, zeitgemäßen Beiträgen, daß sie auch dem vermögtesten Geschmack zu genügen vermag. Eine Fülle von kleineren Aufsätzen über allerhand Gegenstände bilden einen passenden Rahmen zu den größeren Erzählungen dieses überaus gelungenen und geschmackvoll ausgestatteten Bandes, der ohne Zweifel dem Unternehmern wieder viel Freunde zuführen wird. Es verdient sie in vollem Maße!